

Rede für Vassilissa Reznikoff von Elsa-Sophie Jach

Meine liebe Vassilissa.

Liebe Resifreund*innen, liebes Publikum.

Ich habe Vassilissa 2016 kennengelernt, als sie gerade angekommen war in ihrem Erstengagement am Schauspielhaus Wien, kurz nach ihrem Abschluss am Mozarteum in Salzburg. Und nachdem ich sie einmal auf der Bühne gesehen hatte, wusste ich sofort, dass ich mit ihr arbeiten will. Es hat nur ungefähr 6 Jahre gedauert, bis es endlich soweit war. Aber in dieser Zeit ist sie zu einer künstlerischen Inspiration und engen Freundin für mich geworden.

In Wien konnten wir also zunächst einmal nur gegenseitig unsere Arbeiten anschauen, ziemlich gut österreichisch essen gehen und uns trösten, wenn unsere Produktionen mal nicht so gut liefen. Gut ist allerdings für Vassilissa ohnehin ein unmöglicher Zustand. Denn ihr Motor ist das Hinterfragen und Zweifeln, das Suchen und wieder und wieder und wieder Versuchen. Sie ist niemals zufrieden. Die Krise ist ihr Motor. Und als Regisseurin ist das ebenso beunruhigend wie beglückend, denn es gibt ihrem Arbeiten eine große Kraft.

Bevor ich das aber aus erster Hand erfahren konnte, wurden wir zunächst einmal für einige Jahre getrennt. Vassilissa ging ans Nationaltheater Mannheim. Sie spielte sich von dort in die Aufmerksamkeit des Feuilletons, bekam ein wunderschönes Theater heute Portrait, lernte Poledance, ging jeden Sommer mit mir wandern. Wir wurden schließlich fast zeitgleich ans Residenztheater München engagiert, wo sie nun seit zwei Jahren im Ensemble ist. Und Poledance mittlerweile nicht nur lernt sondern auch lehrt.

Ich warte noch auf den Monologabend, in dem sie beides miteinander verbindet. Denn Bewegung und Sprache kommen bei Vassilissa auf eine ungemein schöne und im besten Sinne weirde Art zusammen.

Wenn Vassilissa auf der Bühne zu sprechen beginnt, verlangsamt sich alles in meiner Wahrnehmung.

Es ist, als würde das Geschehen auf der Bühne kurz innehalten.

Als würde sie wie ein verspäteter Gast einen Raum betreten und alle drehen sich zu ihr um.

Dann steht da ihre äußerst prägnante Stimme im Raum, scharf und zart und brüchig und hart.

Dabei ist Vassilissas Spiel zunächst einmal leise, präzise, forschend. Es scheint als untersuche sie noch im Moment des Sprechens das soeben Gedachte. Es erstaunt sie. Sie stellt es vor sich hin, in den Raum. Jeden Buchstaben mit größter Achtsamkeit. Sie horcht den Worten nach.

Dann beginnt sie sie zu umkreisen. Sie zu hinterfragen. Keine noch so scheinbar eindeutige Aussage bleibt eindeutig. Ihre Hände und Arme helfen ihr beim Filetieren der Gedanken. Es ist, als würde sie sich selber dirigieren, zu einer Musik, die nur sie hören kann, und die sie möglicherweise nicht einmal selber kennt.

Sie sehen schon, um über Vassilissa zu sprechen, brauche ich viele Bilder und Vergleiche und vor allem viele Gegensätze. Bitte geben Sie nicht mir die

Schuld, ich versuche hier nämlich ein Paradoxon zu beschreiben. Wie wir gerade schon in der Umdichtung ihres Kunigunde Songs hören konnten, arbeiten sich auch die Kritiker*innen an ihrer glasklaren Uneindeutigkeit ab. Ha!

Das Dirigieren einer unhörbaren und ungekannten Musik also.

Das könnte nun nach Manierismus klingen oder nach formalem Spiel. Im besten Sinne ist es das auch. Aber - und hier erstaunt Vassilissa mich immer wieder. Bei ihr fallen die Kategorien von Künstlichkeit und Natürlichkeit auseinander oder ineinander. Denn während sie untersucht, verfällt sie dem Gesagten. Ihre Figuren haben eine Unbedingtheit. Sie sind ihr ebenso ausgeliefert wie sie ihnen.

Vielleicht kommt mir dieser Vergleich nur in den Sinn, weil ich von ihrer Tanzausbildung weiß, zu der sie als 14-Jährige aus den Pariser Banlieues ins Ballettinternat nach Berlin ging. Aber es ist, als tanzte sie mit ihren Figuren ein pas de deux. Es ist ein zartes Ringen um Bedeutung und Hoheit. Und sie lässt uns im Unklaren darüber, ob sie darum weiß. Auf jeden Fall bin ich sehr dankbar, dass sie am Ende der Ausbildung entschied, doch lieber die Sprache als Medium für ihren künstlerischen Ausdruck zu nutzen. Ihre Mehrsprachigkeit - Französisch, Deutsch, Russisch, Englisch - hat sie dabei vielleicht besonders aufmerksam gemacht für die Mehrdeutigkeit von Sprache, die Doppelbödigkeit von Worten, die Zwischentöne.

Wir Zuschauerinnen sind also vielleicht verwirrt. Ist das naiv oder kokett, seltsam verspielt oder von somnambuler Klarheit was sie da tut? Erzeugt ihre gestische und sprachliche Hyperpräzision Distanz oder lupenhafte Nähe?

Es lässt sich nur mutmaßen. Denn es wirkt immer anders auf mich. Und selten gestalten sich ihre Figuren dabei so, wie man sie erwarten würde.

Ihre erste Rolle am Residenztheater - die endlich auch unsere erste Zusammenarbeit brachte - also im Käthchen von Heilbronn. Als Kunigunde scheint sie ihre Wirkung zu zelebrieren statt sie - wie im Stück vorgesehen - zu verstecken. Das eingeschriebene Künstliche der Kleistfigur nimmt sie in ihre Bewegungen auf, dreht sich um die eigene Achse wie eine Figurine, zerdehnt einzelne Worte und Sätze, stockt, wenn sie versucht ihren Sehnsüchten Ausdruck zu verleihen. Aber sind es die überquellenden Gefühle, die sie ins Stocken bringen oder ist es das Rattern der Maschine? Vassilissa lässt Kunigunde in ihrem unnachlässigen Wunsch, etwas zu fühlen, menschlicher erscheinen als die menschliche Umwelt, die sie als künstliches Machwerk verlacht.

Laut und wütend und kraftvoll sind ihre Figuren im scheinbaren Kontrollverlust. „Gift Pest Verwesung“ schleudert ihren Körper über die Bühne; immer wieder dreht sie sich, fällt und fängt sie sich dabei. Ihre Laura in Spitzenreiterinnen löst sich zwischen Glibber und Designerkleidung Stück für Stück langsam auf. In größter Eleganz geht sie hier zugrunde.

Als Solveig in Peer Gynt wiederum ist sie klar und einsam. Stellt das Warten und die Sehnsucht als kalte, fordernde, unabdingbare Unvernunft in den Raum. Sie vergeht nicht, sie geht nicht. Nicht einmal wenn ein Spielpartner ihr versehentlich eine Tür auf den Fingernagel schlägt, der für Monate blau bleibt. Vassilissa kann hart mit sich sein. Hier bin ich und will.

Ihre Antigone dagegen ist wieder ganz anders, leise und fast schüchtern. Selber gebeugt unter der heutigen Last ihres antiken Schicksals und müde. Vielleicht schämt sie sich für ihr unablässiges Beharren, dem sie selber ausgeliefert ist bis in den Tod.

Im „Schloss“ spaltet Vassilissa sich lustvoll verzweifelt in gleich mehrere Versionen ihrer Figur auf. Die scheinbar identischen Pepi und Frieda verwirren sich selber im Anspruch auf die eigene Identität mindestens ebenso sehr wie K, den sie immer wieder in die immer wieder falschen Richtungen schicken. Auch diese Verwirrung ein Tanz.

So unterschiedlich diese Figuren sind, so unverkennbar bleibt dabei Vassilissas Stil. Das Beharren lässt sich als verbindendes Element erkennen. Das Verletzliche. Die Künstlichkeit. Das Tänzerische.

Wenn ich ihr zuschauen bin ich berührt und gefangen. Es ist schwer sich ihrer Präsenz zu Entziehen.

Vassilissa. Ich hoffe, ich muss mir noch für viele wunderbare Abende und Rollen von Dir neue Gegensatzpaare ausdenken, um zu versuchen, Dein Spiel begreifbar zu machen, eben nicht greifen zu können, und selbst davon ergriffen zu sein.

Und ich freue mich schon sehr auf unsere nächste Zusammenarbeit.

Herzlichen Glückwunsch zum sehr verdienten Kurt Meisel Förderpreis 2024.

München, den 14.7.2024